



Zwischen Mensa
und Moritzbastei

KOMMENTAR

VON
RASMUS JANKE*



Lernen von den Bonobos

Startups werden nur zu 15 Prozent von Frauen gegründet. Doch wir brauchen sie, die Gründerinnen. Nicht nur wegen ihrer guten Ideen und Innovationsfreude. Sondern auch, weil sie verantwortungsvoller gegenüber der Gesellschaft handeln, wie der Female Founders Monitor 2019 vom Bundesverband Deutsche Startups e.V. feststellt. Die Motivation für eine Gründung entsteht im Vergleich zu Männern weniger aus ökonomischen Zielen, sondern eher aus gesellschaftlichen Problemen heraus. Doch woran liegt es, dass Frauen sozialer denken und Männer dem Geld hinterherrennen? Liegt das ausschließlich an der Erziehung und dem Rollenverständnis? Und warum haben bei den Bonobos die Frauen das Sagen?

Laut dem Historiker und Bestsellerautor Yuval Harari lassen evolutionsbiologische Theorien vermuten, dass Frauen und Männer über Jahrmillionen unterschiedliche Überlebensstrategien entwickelt haben. Während Männer miteinander um fortpflanzungsfähige Frauen konkurrierten, mussten Frauen fürsorglich sein, um ihre Gene an die nächsten Generationen weiterzutragen. Die so entstandenen Unterschiede verschwinden zunehmend und werden eines Tages nicht mehr vorhanden sein, so Harari. Doch sie erklären, warum immer noch Männer in der konkurrenzstarken Politik und Wirtschaft dominieren und Frauen sie dabei unterstützen.

Doch wie können sich dann Frauen in der (noch) testosterondominierten Gründerszene behaupten? Indem sie es wie die Bonobowebchen machen. Diese schaffen es, durch starke Netzwerke mit anderen Weibchen zu kooperieren und so die egoistischeren Männchen an den Rand zu drängen. Aggression und Geltungsbedürfnis braucht in einer modernen Gesellschaft kein Mensch mehr. Darum ist es sinnvoll, dass Frauen Netzwerke bilden und sich gegenseitig unterstützen, um eine Gleichstellung zu erlangen. Die Gründerinnen-Initiative ist ein Schritt in die richtige Richtung.

* Rasmus Janke, Student der Kommunikations- und Medienwissenschaft, 6.FS

DREI FRAGEN AN ...

... Annika Jahnke über Mikroplastik im Meer

Die Umweltchemikerin des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung leitet das Projekt „Micro-Fate“, das Mikroplastik im Meer untersucht. Bis zum 5. Juli war sie mit einem Team aus 19 Wissenschaftlern an Bord eines Forschungsschiffs auf dem Weg von Vancouver nach Singapur.



Annika Jahnke

Worin bestand Ihre Arbeit an Bord?

Wir haben zum einen im Meer verwittertes Material gesammelt, zum anderen haben wir Verwitterungsversuche mit mitgebrachtem Material durchgeführt. Der Fokus lag auf der Gewinnung und Konservierung der Proben, die wir nun in unseren Laboren – unter anderem auch in Leipzig – untersuchen.

Sie haben Proben von der Wasseroberfläche, aus der Wassersäule und aus dem Meeresboden entnommen. Wie kam das Material auf das Schiff?

Das Schiff ist mit hochmodernen Winden für die Tiefseeforschung ausgestattet, über die Wasserschöpfer und Sediment-sammler in die Tiefe gebracht und mit dem wertvollen Probenmaterial wieder an Deck befördert werden. An unseren Entnahmestationen ist das Meer über 5000 Meter tief.

Das Projekt läuft bis 2021. Wie können Ihre Erkenntnisse später Politik und Wirtschaft nutzen?

Wir wollen mehr über das Vorkommen, den Verbleib und mögliche Effekte von Mikroplastik im Pazifik wissen. Das Plastik, das sich bereits im Meer befindet, wird dort sehr lang bleiben. Unsere Ergebnisse können die Politik ermutigen, für verbessertes Müllmanagement einzustehen und die Wirtschaft motivieren, alternative, umweltverträglichere Materialien zu designen. Interview: Luise Mosig



Foto: Gergely Kemner

Heimat für Insekten im Großstadtdschungel

Durch verschiedenste Umwelteinflüsse, wie Bebauung und Verkehr, haben es Insekten in Städten immer schwerer zu überleben. Der Botanische Garten der Universität Leipzig engagiert sich für den Erhalt der Insekten und bietet ihnen

Lebensräume wie Insektenhotels, Hummelnistkästen, ein Sandarium (für bodennistende Bienenarten) und einiges mehr. Hier präsentiert Daniel Uhlig, Gärtner im Botanischen Garten, die insektenfreundliche Bepflanzung eines Balkons

„Frauen gründen anders“

Initiative der HHL unterstützt Frauen auf dem Weg in die Selbständigkeit

VON PAULA CHRISTOPH

Die Gründerszene in Leipzig boomt. Gründer-Treffs, Think tanks, Accelerators – wer in Leipzig ein Start-Up gründen möchte, findet sich unter Gleichgesinnten wieder. An der HHL, der Leipzig Graduate School of Management, werden speziell Frauen mit Gründungsinteresse unterstützt. Insgesamt haben bisher fast 40 Teilnehmerinnen aus unterschiedlichen Branchen das sechsmonatige Programm durchlaufen und es ergeben sich die ersten Gründungen. Laura Jansen war Teil des dritten Jahrgangs der Initiative und hat sich im Nebenberuf als Texterin selbstständig gemacht. Sie blickt positiv auf das Programm zurück: „Es war unheimlich inspirierend, bei jedem Workshop Frauen zu sehen, die schon mutig genug waren, den Schritt zur Selbstständigkeit zu wagen. Das hat mich sehr motiviert.“

Ziel der 2017 gestarteten Initiative ist es, Frauen für unternehmerische Tätigkeiten zu sensibilisieren, sie zu Unternehmerinnenpersönlichkeiten zu qualifizieren, ihnen dabei zu helfen, ein Netzwerk aufzubauen.

Dafür werden jedes Semester etwa zehn Teilnehmerinnen durch Mentorinnen und Workshops betreut. „In den Workshops kann es dabei konkret um Persönlichkeitsentwicklung, Zeitmanagement, Führungsqualitäten oder auch um Ideenfindung oder Marketing gehen“, beschreibt Projektmitarbeiterin Carolin Raatz das Programm. Das Angebot richtet sich an alle Frauen mit Gründungsinteresse, die einen Hochschulhintergrund haben, selbst noch nicht gegründet und vor maximal zehn Jahren die Hochschule verlassen haben. „Ich würde nicht unbedingt sagen, dass es unsere Vision ist, nur Frauen zu unterstützen. Das



Der aktuelle Jahrgang der Gründerinnen-Initiative mit einem Teil der Mentorinnen bei der Kennlernveranstaltung. Foto: Julia Busch-Casler

suggestiert das Programm erstmal, aber ich bin kein Freund davon zu sagen, dass Frauen und Männer komplett anders sind. Es geht vor allem darum, für alle gleiche Bedingungen zu schaffen“, beschreibt Raatz die Zielsetzung der Initiative. Trotzdem läuft das Programm unter dem Claim „Frauen gründen anders“. Raatz erklärt: „Anders allein schon, weil Frauen häufig nebenberuflich gründen und aus dem Wunsch nach Sicherheit häufig noch eine Teilzeitstelle behalten. Und auch die Branchen zählen oft nicht zu den großen Industrieberufen, sondern eher dem Bereich der Beratungs- und Dienstleistungen.“

In dem Programm werden die Teilnehmerinnen auf „speziell weibliche Herausforderungen“ während der Gründung vor-

bereitet. Dabei geht es zum Beispiel um Verhandlungsfähigkeiten, da gerade Frauen häufig mehr Probleme bei der Investorensuche erleben oder es ihnen schwerfällt, bei der Preisbildung das Geld einzufordern, das ihnen zusteht. Auch das Gründerinnendasein und die Familie oder den eigenen Erfolg mit dem des Partners zu vereinbaren, kann für die Frauen zur Herausforderung werden.

Doch diese Hürden führen laut Raatz auch zu einem intensiveren Denksprozess vor der Gründung: „Ich glaube Frauen denken häufig mehr darüber nach, ob und warum sie gründen wollen. Dadurch, dass mehr gezwungenermaßen ist, ist die Entscheidung am Ende nachhaltiger.“

Raatz beobachtet in den Workshops der Initiative vor allem eine besonders vertrau-

ensvolle und offene Atmosphäre. „Ich habe schon mehrmals beobachtet, dass Frauen versuchen, sich selbstbewusster zu präsentieren und keine Schwächen zuzulassen, solange noch ein Mann im Raum ist.“

Tabea Brandt, die das Programm im März dieses Jahres studienbegleitend absolviert hat, hat ähnliches erlebt: „Viele Männer haben ein ausgeprägteres Wettbewerbsdenken. Ich glaube, gerade in Workshops, in denen viel über Stärken und Schwächen geredet wird, ist es daher hilfreich, unter Frauen zu sein.“ Sie hat in dem Programm außerdem gelernt, größer zu denken, ein Netzwerk zu bilden und auch über ihre Schwächen zu sprechen. Ihrer Meinung nach sind die Dinge, die in den Workshops vermittelt werden aber nicht nur für Frauen wichtig: „Ich denke, dass es insgesamt mehr solcher Initiativen geben müsste, egal ob für Frauen oder Männer. Auch Männern würde es gut tun zu hören, was wir da gehört haben.“

Projektmitarbeiterin Raatz spricht insgesamt positiv über die Existenz der Initiative: „Ich sehe es als Chance, dass es solche Initiativen für Frauen gibt. Für mich ist es keine traurige Notwendigkeit, dass Frauen im geschützten Raum betreut werden, sondern Teil des Emanzipationsprozesses. Genauso wie man auch über Frauen in der Politik oder Professorinnenquoten an Hochschulen spricht. Nur, wenn das eine Zeit lang zu kritisch betrachtet wird, kommt es in die Köpfe und wird zur Normalität.“ Für Raatz geht es nicht darum, dass zahlenmäßig gleich viele Männer und Frauen eigene Unternehmen gründen, sondern darum, Frauen die Möglichkeit zu geben, gründen zu können, wenn sie es wollen. Und diesen Willen hat sie in vielen der Absolventinnen bereits geweckt.

Kunst spricht alle Sprachen

Wie die HGB mit ihrer Akademie für transkulturellen Austausch (ATA) geflüchtete Künstler integriert

VON ALEXANDRA BOGER

Ein Atelier wie in der Leipziger Kunsthochschule ist ein wahres Schlaraffenland für Künstler. Überall stehen Farben und Behälter mit Pinseln, riesige Leinwände lehnen an den Wänden. Mithilfe von Staffeleien kann man sich eine eigene Nische schaffen, so wie es Musafaer Qassim Khalaf im vorderen Bereich des Raums getan hat. Er malt eine Menschengruppe im Park; über der Szene schwebt das Porträt einer Frau. „Das Bild ist nur zur Übung“, sagt er und legt prompt einige Pinselstriche drüber – für eine Übung überaus gelungen.

Musafaer studiert seit über zwei Jahren an der Hochschule für Grafik und Buchdruck (HGB), im Fachgebiet Malerei und Grafik – etwas, wozu ihm ein hauseigenes Projekt verholfen hat. Die Akademie für transkulturellen Austausch (ATA) ist ein bundesweit einmaliges Projekt für junge Künstler, die Flucht erlebt haben und teils ihre Studien in der Heimat aufgeben mussten. Ryan Abdullah, Professor der Typografie an der HGB und Begründer der ATA, will ihnen so die Möglichkeit geben, anzukommen, die Sprache zu lernen und ihren Bildungsweg fortzuführen. Vor allem aber sollen sie ihrer Leidenschaft als Künstler folgen.

Die HGB organisiert jedes Jahr eine Kennenlernwoche, in der die Bewerber der Hochschule entdecken und ihre Kunstfertigkeiten in einer Eignungsprüfung unter Beweis stellen können. Sie zei-



Musafaer Qassim Khalaf bei Malübungen in einer der HGB-Kunstwerkstätten. Foto: Alexandra Boger

gen ihre Werke, die sie hier angefertigt oder aus der Heimat mitgebracht haben. Erfolgreiche Bewerber werden schließlich zum zweijährigen Grundstudium an der HGB zugelassen, müssen aber parallel einen Sprachkurs absolvieren. Wer später den Test für Deutsch als Fremdsprache besteht, darf weiter ins reguläre Hauptstudium.

Musafaer blickt auf seine Zeit beim ATA-Grundstudium freudig zurück. „Mich hat das persönlich sehr weiter gebracht. Man lernt viel von den Professoren und der Austausch mit den Studen-

ten war toll.“ In seiner Heimat, dem Irak, sind das Interesse, aber auch der Respekt gegenüber Kunst nicht so groß, wie er findet. Hier habe er als Künstler nun Freiheit gefunden. Das zeigt sich auch in seinem Malstil: „Anfangs handelten meine Bilder noch vom Krieg, während Künstler in Deutschland meistens über Schönheit malen. Seit ich hier bin, habe ich nichts Schlimmes mehr erlebt. Mein Stil hat sich dadurch automatisch entwickelt.“ In seiner neuen Kunst versucht Musafaer, den deutschen Alltag mit seiner Kultur zu verbinden.

Auch für Raisan Hameed war die ATA eine Möglichkeit, sich zu verwirklichen. Nach vielen bürokratischen und sprachlichen Hürden hat er es in den Fachbereich Fotografie geschafft und wirkt seitdem bei vielen Ausstellungen mit. Bei der „Lindenow“-Exposition 2018 wurde seine „Bild-in-Bild“-Fotoreihe gezeigt. Zu sehen sind darauf geflüchtete Menschen mit Smartphones in der Hand. Diese zeigen wiederum Bilder, die ihre persönliche Fluchterfahrung repräsentieren. Raisan geht es darum, dem stereotypen und medial pauschalisierten Denken zu entkommen, hinter Fassaden zu blicken und individuelle Schicksale deutlich zu machen: „Kunst spricht alle Sprachen. Sie kann Menschen zusammenbringen und hilft ihnen, sich besser zu verstehen.“

Professor Abdullah ist stolz auf die Fortschritte seiner ATA-Studierenden: „Das Projekt ist ein Erfolg, weil diese Menschen so ihre Zeit hier aktiv nutzen können. Sie bringen künstlerisch sehr hochwertige Arbeiten und das tut auch der Stadt gut. Ihre Kunst ist für den kreativen Markt in Leipzig sehr wichtig, weil sie europäische und eigene kulturelle Einflüsse vereinen und so in der Kunst selbst, aber auch in den Gesprächen über diese Kunst, einen wunderbaren Dialog schaffen.“ Für die Zukunft erhofft er sich, dass die Philosophie des Projekts noch weitere Früchte trägt. Als simples und freies Konzept wäre die ATA prinzipiell an jeden Hochschulstandort exportierbar.

Zwischen den Stühlen

Ausbildung der Psychotherapeuten vor Reform

VON MAX BEUTHNER

Wer in Deutschland Psychotherapeut werden will, muss im Anschluss an das Studium eine mindestens dreijährige Ausbildung absolvieren. Da die angehenden Psychotherapeuten ihre Berufserlaubnis, die Approbation, derzeit erst mit Abschluss der Ausbildung erhalten, fallen sie trotz abgeschlossenem Hochschulstudium in den Status eines Praktikanten zurück. Hier haben sie weder Anspruch auf ein Gehalt, noch sind sie versichert. Die anfallenden Ausbildungskosten von bis zu 70 000 Euro tragen sie dabei selbst. Ein neues Gesetz soll Psychotherapeuten in Ausbildung besser stellen, verunsichert aber derzeitige Studierende.

Vorgesehen ist die Einführung eines eigenständigen Studienganges der Psychotherapie, nach dem Bachelor/Master System. Nach erfolgreichem Abschluss soll direkt die Approbationsprüfung erfolgen. „Wenn man so in die Praxisphase geht, hat man auch das Recht auf eine angemessene Bezahlung“, sagt Fabian Heß, Masterstudent der Psychologie aus Leipzig. Eine Weiterbildung nach dem Studium ist somit nach wie vor geplant, jedoch mit „dem Vorteil, dass man nun ein angemessenes Gehalt beziehen kann“. Der aktuelle Status des Psychotherapeuten in Ausbildung (PiA) wird dann ersetzt durch den des Psychotherapeuten in Weiterbildung (PiW).

Die Reform gibt Rechtssicherheit für die Aus- und Weiterbildung, so die Deutsche Gesellschaft für Psychologie. Obwohl die Reform somit auf eine klare Verbesserung der Ausbildungssituation abzielt, stößt sie auf Kritik. „Grundsätzlich finden wir es gut, dass sich an der Situation was ändern soll“, meint Wanda Eckert, Bachelorstudentin der Psychologie. „Allerdings scheint es so, dass alle, die aktuell schon studieren, im alten System bleiben müssen.“ Konkret bedeute dies, dass alle, die ihre Ausbildung bis 2020 beginnen, von den neuen Regelungen ausgeschlossen werden. „Es müssen geeignete Übertrittsmöglichkeiten in das neue System geschaffen werden, damit wir alle davon profitieren“, so Heß.

Angedacht ist eine vergleichsweise kurze zwölfjährige Übergangphase, welche keine Härtefallregelungen vorsieht. Alle Auszubildenden aus dem alten System, die es nicht schaffen, ihre Ausbildung in dieser Zeit zu beenden, werden über diesen Weg keine Approbation erhalten. Dies kritisiert auch Ken Bleyer, Mitglied der „Jungen Psychotherapeuten der DPT“. „Erfahrungsgemäß schaffen es die wenigsten PiA, die Ausbildung in Regelstudienzeit zu absolvieren. Ich hatte



Protest gegen die Änderung der Psychotherapeutenausbildung. Foto: Guido Ullscheid

vier Jahre geplant, sieben sind es geworden. Deswegen erscheint eine längere Übergangsfrist mit Härtefallregelungen sinnvoll, damit alle im alten System stecken ihre Ausbildung beenden können.“ Zudem stelle sich für einige die Frage, ob ein Ausbildungsstart im alten System jetzt überhaupt noch sinnvoll ist, oder ob es nicht besser wäre, bis zum Eintritt der Reformmaßnahmen zu warten.

Um ihrem Anliegen Gehör zu verschaffen, riefen im Mai bundesweit psychologische Fachschaftsräte (FSR) zum Protest auf, an dem sich auch der FSR Psychologie der Universität Leipzig beteiligte. Unter dem Motto „Lieber auf der Couch als zwischen den Stühlen“, gab es eine Woche lang Vorträge von Fachvertretern, ein „PiA-Café“ zum Austausch von Studierenden und PiA, sowie eine Fotokaktion auf dem Augustusplatz. „Wir hatten das Gefühl, dass vielen die Bedeutung der aktuellen Situation nicht klar war“, begründet Eckert die Aktion.

Inzwischen wurde eine Petition im Bundestag eingereicht. Insgesamt kamen über 84 000 Unterschriften zusammen. „Es ist erstaunlich, dass wir mehr Menschen erreicht haben, als in Deutschland tatsächlich Psychologie studieren. Ich glaube, die Proteste haben dazu beigetragen“, meint Heß.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Studienganges Journalismus der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion Crossmedia produziert. Chefredaktion: Dimo Rieß, Andreas Lamm. Gesamtprojektleitung: Prof. Dr. Markus Beiler. Chefs vom Dienst dieser Ausgabe: Max Beuthner, Luise Senneke, Anne-Kathrin Wöhlbier. Schreiben Sie uns unter campus@uni-leipzig.de. Im Internet: lvz.de/campus

